

denvermittlung der Kirche zum Ausdruck zu bringen, hat die Kirche an die Stelle der konsekrierten Hostie geweihtes Brot gesetzt. Als Mittel gegen Feuersgefahr wird das Agathabrot erstmals von Geiler von Kaisersberg (1516) erwähnt, der auch den Brauch schon kennt, es ins Feuer zu werfen (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde XV., 319). Er ist der älteste Zeuge auf deutschem Boden für das Agathabrot. Vielleicht ist die Brotweihe an diesem Tage auch ein Hinweis darauf, daß im Jahre 1591 die Stadt Catania auf die Fürbitte der heiligen Agatha aus einer schrecklichen Dürre und Trockenheit gerettet wurde. Die Weihe würde dann sehr schön symbolisch zum Ausdruck bringen, daß die Heilige vom Himmel wunderbarerweise Brot gibt. Darum geht in manchen Gegenden auch der Geistliche am Vorabend von St. Agatha in die Bäckereien und segnet Brot und Mehl.

Wie an alles Geweihte hat sich auch an das geweihte Agathabrot der Aberglaube herangemacht. Es soll die Äcker vor Kornbrand schützen; es soll nicht schimmeln, und wenn es dennoch schimmelt, dann muß eines aus dem Hause sterben; es zeigt, ins Wasser geworfen, die Stelle, wo ein Ertrunkener liegt, indem es stille steht; es schützt gegen Heimweh, Krankheiten und Gebrechen.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

(Vor- und Nachteile der verschiedenen Patenenformen.)

1. Die bisher gebräuchlichste Patenenart ist die mit eigener Vertiefung für die Hostie. Der Tellerrand ist bei dieser Form das eine Mal völlig plan, das andere Mal nach außen höher werdend gearbeitet. Ob so oder so, verschlägt nicht allzu viel. Die letztere Art, man könnte sie Tellerpatene nennen, zwängt vielleicht das Korporale mehr auf, so daß die ganz plan gearbeitete Form vorzuziehen ist, zumal auch ein Abgleiten der Hostienfragmente beim Sammeln nicht zu befürchten ist. Auch läßt sie sich, da ja nur die Vertiefung, nicht aber der Rand aufliegt, leicht vom Altartisch aufheben.

Unzweckmäßig sind hingegen jene Patenen, deren Rand nach außen schräg abwärts verläuft. Sie erschweren das Anfassen von der Mensa weg und sind auch für das Sammeln der Fragmente am Korporale nicht günstig.

Der Boden der Vertiefung soll immer ganz flach sein; ihn konkav zu halten, hat keinen Zweck. Solche Patenen liegen schlecht auf und schaukeln förmlich.

Diese Patenenformen haben nun wohl den Vorteil, daß sie auf dem Kelch guten Halt besitzen und daher beim Überschlagen des Velums, auch eines schweren oder steifen, nicht leicht vom Kelche abfallen, oder auch nur verschoben werden. Doch

ist das Sammeln und Abstreifen aus der Vertiefung heraus etwas umständlich, vorab wenn sie mehrere Millimeter beträgt und die Kanten allzu scharf gehalten sind.

Diesen Übelstand vermeidet die zweite bekannte Art: die Kalottenpatene. Da bei dieser auf der Fläche der Kugelkalotte keine hindernde Linie vorhanden ist, läßt sich das Purifizieren viel rascher vornehmen. Doch ist bei ihr von Nachteil, daß sie sich auf dem Kelch sehr leicht verschiebt. Die Goldschmiede suchen diesem Übelstand wohl dadurch zu begegnen, daß sie die Unterseite solcher Paten, anstatt zu politieren, aufrauhen, um mehr Reibung und damit mehr Halt zu gewinnen. Es ist aber dabei wieder in Kauf zu nehmen, daß sich von rauen Flächen die Vergoldung viel schneller abwetzt als von hochpolierten.

Ein dritter Typ will nun einerseits den Vorteil des leichteren Purifizierens bieten, andererseits das zu leichte Abgleiten von der Kelchkuppe vermeiden. Es ist dies, wenn man einen Namen prägen soll, die Reifenpatene. Sie ist eine Kalottenpatene, an deren Unterseite ein kleiner, zirka 3 Millimeter hoher Reifen angebracht ist. Dadurch kommt eine sehr gefällige und praktische Form zustande. Man sagt ihr allerdings auch nach, daß sie das Korporale mehr aufzwingt als die anderen Formen und sich der Reifen am Altartuch abdrücke. Doch werden, falls dies wirklich so schlimm sein sollte, die Vorteile durch die zwei Nachteile kaum kompensiert.

Der letztgenannte Übelstand ließe sich übrigens durch eine vierte, vielleicht noch nicht gebaute Form, eine Kombination der ersten und zweiten Art, vermeiden. Man denke sich aus der Vertiefungspatene die Mulde für die Hostie herausgeschnitten und von unten an eine Kalottenpatene angelötet. So entstünde eine Form, bei der einerseits der Vorteil des besseren Haltens auf der Kuppe sowie des bequemen Purifizierens gegeben ist, andererseits der Nachteil, daß sich Kreise am Altartuch abdrücken, vermieden wird.

Man sage nicht, daß der Materialverbrauch bei dieser letzteren Art ein größerer sei und daher einen höheren Anschaffungspreis bedinge. Ist es ja ohne weiteres angängig, die anzulötende Mulde aus Kupfer oder einer Kupferlegierung herzustellen, zumal die ganze Patene, ähnlich der Lunula (S. R. C., 31. August 1867, n. 3162 ad VI), aus Kupfer, freilich nur wenn vergoldet, sein darf. Aber auch bei Verwendung von Silber wird kaum ein nennenswert höherer Preissatz herauskommen.

Nach dieser Art ließen sich auch schwere Paten herstellen, die für Priester von Vorteil wären, welche an starkem Zittern leiden. In diesem Falle wäre anstatt des hohlen Schälchens massives Metall mit den gleichen Umrissen aufzulöten.

Linz.

Rudolf Fattinger.